

LAURA MARSHALL

**Eiskalte Freundschaft**  
Ich werde nie vergessen

## *Buch*

Louise Williams führt, zwei Jahre nach der Trennung von ihrem Ex-mann Sam, ein ganz normales Leben mit ihrem kleinen Sohn Henry in London. Auch in ihrem Job als Innenausstatterin ist sie sehr erfolgreich. Doch eines Tages passiert etwas, das sie komplett aus der Bahn wirft: Auf Facebook bekommt sie eine Freundschaftsanfrage von Maria Weston. Louise und Maria besuchten dieselbe Klasse, doch nach einem traumatischen Ereignis verschwand Maria – und wurde schließlich für tot erklärt. Wie ist es also möglich, dass sie ihr nun schreibt? Für Louise beginnt eine emotionale Reise in die Vergangenheit, denn mit dieser Freundschaftsanfrage einer Toten kehren auch all die Erinnerungen an die Schulzeit zurück, die sie eigentlich die letzten 27 Jahre so erfolgreich verdrängt hatte. Und schlimmer noch, kurz nach dieser Anfrage bekommt sie eine Einladung zu einem Klassentreffen ihrer Abschlussklasse. Kann es ein Zufall sein, dass diese zwei Dinge so kurz hintereinander passieren?

## *Autorin*

Laura Marshall wuchs in Wiltshire auf und studierte Englisch an der University of Sussex. 2015 fand sie, dass es Zeit sei, sich ihren lebenslangen Traum zu erfüllen – das Schreiben eines Romans. Ihr Debüt *Eiskalte Freundschaft. Ich werde nie vergessen* wurde bereits vor der Veröffentlichung für den Lucy-Cavendish-Fiction-Preis nominiert. Laura Marshall lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in Kent.

Besuchen Sie uns auch auf [www.facebook.com/blanvalet](http://www.facebook.com/blanvalet)  
und [www.twitter.com/BlanvaletVerlag](http://www.twitter.com/BlanvaletVerlag).

LAURA MARSHALL

# Eiskalte Freundschaft

Ich werde nie vergessen

Roman

Deutsch von Leena Flegler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2017  
unter dem Titel »Friend Request« bei Sphere, an imprint of Little, Brown Book  
Group, an Hachette UK Company, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2017 by Laura Marshall  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018 by  
Blanvalet Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: René Stein

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Umschlagmotiv: plainpicture/Folio/Stefan Isaksson

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

LH · Herstellung: sam

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0577-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Von ganzem Herzen für M, C und A



# KAPITEL 1

2016

Die E-Mail schlägt in meinem Posteingang wie eine Bombe ein, die gleich explodieren wird. *Maria Weston möchte mit dir auf Facebook befreundet sein.*

Für einen Moment überlese ich sogar den Facebook-Hinweis und lese nur: *Maria Weston möchte mit dir befreundet sein.* Instinktiv schlage ich den Laptopdeckel zu. Es fühlt sich an, als würde in meiner Kehle ein Schwamm stecken und all meinen Speichel aufsaugen, bevor er anschwillt, mir alles abschnürt und die Luft zum Atmen nimmt. Ich versuche, ganz tief durchzuatmen und die Fassung wiederzuerlangen. Vielleicht habe ich mich ja getäuscht. Ich muss mich getäuscht haben, weil das hier einfach nicht passieren kann. Langsam klappe ich den Laptopdeckel wieder auf. Mit zitternden Händen klicke ich die E-Mail an, und dieses Mal gibt es keine andere Erklärung. Maria Weston will tatsächlich mit mir befreundet sein.

Bis jetzt war dieser Tag verhältnismäßig unspektakulär. Henry übernachtet heute bei Sam, sodass ich den ganzen langen Arbeitstag damit verbringen konnte, erste Vorschläge für eine Kundin zusammenzustellen, die von den Wänden bis zu den Teppichen und Sitzmöbeln alles in unterschiedlichen Schattierungen von Beige und Taupe einrichten

möchte. Gleichzeitig soll das Haus nicht langweilig wirken. Als ich gesehen habe, dass eine E-Mail im Posteingang lag, war ich dankbar für die Ablenkung. Ich habe zur Abwechslung auf eine persönliche Nachricht gehofft und dass mir nicht schon wieder irgendeine Firma irgendwas verkaufen wollte.

Jetzt wäre ich für solchen Marketing-Spam dankbar, und ich sehne mir den leichten Überdross zurück, den ich noch vor ein paar Minuten verspürt habe. Unter Garantie hat sich da jemand einen kranken Scherz mit mir erlaubt. Nur wer? Wer glaubt denn bitte, dass so etwas komisch wäre? Und wer weiß, was er damit bei mir anrichtet?

Natürlich gibt es hierfür eine ganz einfache Lösung. Ich muss bloß diese E-Mail löschen, Facebook aufrufen und die Freundschaftsanfrage ablehnen – ohne zuerst auf das Absender-Profil zu klicken. Ein Teil von mir schreit regelrecht danach, genau das jetzt zu tun, auf der Stelle einen Schlussstrich zu ziehen. Aber ein anderer Teil – ein leiser und tief vergrabener Teil in mir – will es sehen, will es wissen. Um es zu verstehen.

Also mache ich es. Ich klicke auf *Bestätigen* und dann auf ihre Seite: Maria Westons Facebook-Profil. Das Profilbild stammt noch aus der prä-digitalen Zeit und wurde allem Anschein nach eingescannt. Maria in ihrem grünen Schuluniform-Blazer, mit dem Wind im langen braunen Haar und leicht gekräuselten Lippen. Ich lasse den Blick über die Seite wandern, suche nach Hinweisen, aber das Profil ist sparsam mit Informationen. Außer dem Profilbild hat sie keine Fotos hochgeladen und auch keine Freunde, außer mir.

Leidenschaftslos starrt sie mich vom Bildschirm an. Diesen kühlen Blick habe ich jetzt seit über fünfundzwanzig Jahren nicht mehr aufgefangen, war nicht mehr die Emp-



fängerin dieses Ausdrucks, der einem klarmacht, dass man gerade taxiert wird – nicht auf unangenehme Weise, sondern einfach nur beobachtend. Allerdings kann man sich sicher sein, dass sie mehr von dir weiß, als du die Welt eigentlich wissen lassen willst. Ich frage mich, ob sie jemals begriffen hat, was ich ihr angetan habe.

Im Hintergrund des Fotos ist die rote Ziegelfassade unseres alten Schulgebäudes zu erkennen, das bekannt und zugleich fremd wirkt, als handele es sich um die Erinnerung einer anderen Person und nicht um meine. Komisch, wie man fünf Jahre lang tagaus, tagein denselben Ort aufsuchen kann, und dann ist es abrupt vorbei, und du gehst nie wieder dorthin zurück. Fast als hätte dieser Ort nie existiert.

Ich spüre, dass ich sie nicht lange ansehen kann, und mein Blick wandert durch die Küche, sucht nach etwas Greifbarem, woran er sich festhalten kann. Eine Atempause von dieser neuen Realität, die mich verwirrt, täte jetzt gut. Ich stehe auf und mache mir einen Kaffee, ziehe Ruhe aus dem Ritual, die glatte, glänzende Kapsel in die Maschine zu legen, sie einzuspannen und dann mit der Fingerspitze auf den Knopf zu drücken. Anschließend wärme ich Milch im Milchbehälter auf.

Da sitze ich also, fast schon mittleren Alters, und befinde mich inmitten all der Fallen eines durchaus komfortablen Mittelschicht-Lebens. Die Küchengeräte, der todsichere Kühlschrank mit dem Foto von Henry und mir während unseres ersten Urlaubs ohne Sam, ein Selfie, das ich am Pool geschossen habe: salzige gebräunte Haut und um Henrys Mund herum ein Schatten, wo in den Resten seiner täglichen Eiswaffeln etwas Staub kleben geblieben ist.

Vor den Terrassentüren hat sich mein kleiner Hinterhofgarten in bleiche Spätherbstfarben gehüllt, und die Pflaster-

steine sind immer noch rutschig vom eiskalten Regen, der früher am Tag niedergegangen ist. Braune, abgestorbene Pflanzenreste in angeschlagenen Blumenkübeln zeugen von meinen vergeblichen Versuchen im Sommer, Küchenkräuter anzubauen, und der sich verdunkelnde Abendhimmel erstrahlt in stumpfem Schiefergrau. Ich kann gerade so einen der Hochhaustürme erkennen, die wie böse Riesen über den Reihen viktorianischer Häuser aufragen und die alten Bauten in diesem Teil Londons größtenteils abgelöst haben. Dieses Zimmer hier, dieses Zuhause, dieses Leben, das ich mir so mühsam aufgebaut habe, die kleine Familie mit nur zwei Mitgliedern – wenn einer von uns wegfiel, wäre es keine Familie mehr. Was wäre nötig, um dies alles niederzureißen, es zum Einsturz zu bringen und in Schutt und Asche zu legen? Womöglich nicht annähernd so viel, wie ich dachte. Vielleicht reicht ein kleiner Schubs von hinten, ein sanfter Stoß, so leicht, dass man ihn kaum spürt.

Es ist warm hier in der Küche mit den abgetönten taubengrauen Wänden und den ausgebleichten hölzernen Arbeitsflächen, unangenehm warm. Während der Kaffeeautomat sein übliches Summen von sich gibt, höre ich mit halbem Ohr dem Nachrichtensprecher im Radio zu, der in meiner Küche in einem fort vor sich hin brabbelt: irgendeine Erfolgsmeldung aus dem Sport, die jüngste Neuordnung des Kabinetts, eine Fünfzehnjährige, die sich umgebracht hat, nachdem ihr Freund Nacktbilder von ihr ins Internet gestellt hatte. Bei der Vorstellung ziehe ich den Kopf ein, hab Mitleid mit ihr und empfinde zugleich eine verschämte Dankbarkeit, weil es damals, als ich in ihrem Alter war, noch keine Handykameras gab. Ich mache eine Terrassentür auf, weil ich ein bisschen frische Luft brauche, doch eine eisige Böe wirft sie wieder zu.

Mein Kaffee ist fertig, und ich habe keine Wahl, als mich wieder an den Laptop zu setzen, auf dessen Bildschirm Maria die ganze Zeit auf mich gewartet hat: geduldig, unergründlich. Ich zwingen mich dazu, ihr in die Augen zu sehen, und suche vergebens nach einem Anhaltspunkt, nach einem Anzeichen für all das, was ihr damals widerfahren sollte. Ich versuche, mir das Foto wie ein unbeteiligter Betrachter anzusehen: ein durchschnittliches Schulmädchen, ein altes Foto, das seit Jahren bei der Mutter – wöchentlich abgestaubt und wieder hingestellt – auf dem Sideboard gestanden hat. Es funktioniert nicht. Ich kann sie nicht so sehen, nicht nach alledem, was ihr passiert ist.

Maria Weston will mit mir befreundet sein. Vielleicht war genau das von Anfang an mein Fehler. Maria Weston wollte mit mir befreundet sein, und ich habe sie im Stich gelassen. Schon mein ganzes Erwachsenenleben lang lauert sie am Rand meines Bewusstseins, auch wenn ich sie immer wieder erfolgreich beiseiteschieben konnte, jenen verschwommenen Schatten im Augenwinkel, der fast, aber eben doch nie ganz aus dem Sichtfeld gerät.

Maria Weston will mit mir befreundet sein.

Nur dass Maria Weston seit mehr als fünfundzwanzig Jahren tot ist.

## KAPITEL 2

1989

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan und versuche gerade, mir darüber klar zu werden, was geschehen ist, was ich getan habe. Meine Augen sind gerötet und brennen vor Müdigkeit, aber ich traue mich nicht einzuschlafen. Wenn ich einschlafe, dann wache ich wieder auf und erlebe diese eine gnädige Sekunde, in der ich mich noch nicht wieder erinnert habe – und dann bricht es wieder über mich herein und ist kraft dieser einen unschuldigen Sekunde umso schrecklicher und grässlicher.

Ich glaube, das letzte Mal war ich bis zum Morgengrauen wach, als ich bei Sophie übernachtet habe. Allerdings ist die Angelegenheit diesmal deutlich gewaltiger und tragischer. Draußen hat es die ganze Sommernacht hindurch ohne Unterlass geregnet, und die Zweige des Baums vor meinem Fenster peitschen permanent gegen die Scheibe. Ich bin nicht nur aufgrund der Droge wach, auch wenn sie leider immer noch durch meine Adern strömt. Seit vier Stunden sitze ich jetzt hier am Boden, während mein bisher stockfinsteres Zimmer ganz langsam von mattgrauem Zwielflicht erhellt wird. Um mich herum überall Spuren meiner aufwendigen Vorbereitungen für den gestrigen Abend, gerade einmal zwölf Stunden zurück, mit der Aussicht auf Akzep-

tanz und Anerkennung. Auf dem Bett liegen drei Kleider und die jeweils dazu passenden Schuhe ausgemustert vor dem Bodenspiegel. Mein Blick bleibt unwillkürlich an dem Fleck im Teppich hängen, wo Sophie meinen nagelneuen Bronzing-Powder fallen gelassen hat. Ich habe noch ungeschickt versucht, ihn mit einem Kosmetiktuch, das ich in ein Glas abgestandenes Wasser getunkt hatte, wieder wegzuwischen.

Das Kleid, für das ich mich zu guter Letzt entschieden habe, ist neben mir zu einem zerknitterten Haufen verkümmert – stattdessen hab ich mir einen alten Sweater und Leggings angezogen. Unter den Augen hab ich dunkle Make-up-Schmierer, meine Lippen sind spröde, Lippenstiftreste kleben in den Rissen und bluten auf die Haut um meinen Mund.

Ich sitze nur deswegen schon so lange am Boden, weil ich mich nicht bewegen kann. Ich hätte gedacht, mein Herz würde rasen, aber tatsächlich fühlt es sich eher an, als hielte eine eiserne Faust es fest gepackt. Ich bin fast überrascht, dass es überhaupt noch schlägt. Alles passiert in der Geschwindigkeit eines Trauerzugs. Wenn ich meine Hand bewege und mir eine Haarsträhne hinters Ohr schiebe oder irgendwas vom Boden aufhebe, fühlt es sich wie in Zeitlupe an, ganz gleich wie schnell ich bin. Mein Gehirn hat Schwierigkeiten, alles einzuordnen, meine Gedanken schweifen ab, durchforsten schwerfällig die vergangenen Monate, und ich versuche zu begreifen, wie es dazu kommen konnte.

Ich nehme an, es fing vor ein paar Monaten an, als dieses neue Mädchen an unsere Schule kam. Ich hatte die Pause mit Sophie verbracht, die sich mit Claire Barnes und Joanne Kirby unterhielt; ich selbst beteiligte mich kaum. Wir saßen

auf der Bank am hinteren Ende des Schulhofs, und die drei hatten ihre Röcke am Bund so oft umgeschlagen, dass sie sie eigentlich genauso gut hätten weglassen können. Am anderen Ende des Schulhofs stand Matt Lewis und gaffte Sophie an. Ich konnte ihm ansehen, was er dachte. Es war der Tag – der erste im Jahr –, an dem man endlich wieder den Frühling riechen konnte. Ich saß am Rand, genoss die Sonne auf meinem Gesicht und hoffte, dass sie nicht von mir erwarteten, etwas zu ihrem Gespräch beizutragen. Der Himmel war unglaublich blau, und Sophie wie auch Claire und Joanne leuchteten regelrecht, ihr schier unfassbar seidiges Haar reflektierte die Sonne, und ihre weiche, goldene Haut schimmerte. Natürlich wussten sie genau, wie sie auf andere wirkten. Dumm waren sie schließlich nicht.

Sophie frischte ihre Wimperntusche auf und redete über einen Jungen, mit dem sie am vergangenen Wochenende bei Claires sechzehntem Geburtstag rumgemacht hatte. Ich war natürlich nicht eingeladen gewesen. Claire und Joanne lassen sich ohnehin nur mit mir blicken, weil ich mit Sophie befreundet bin, und manchmal habe ich das Gefühl, dass auch diese Freundschaft kurz davor ist, mir aus den Fingerspitzen zu gleiten.

»Na ja, wir haben geknutscht und so, und dann ... Tja. Was ist das Unangenehmste, das einem Jungen passieren kann? Genau das ist passiert.«

Claire und Joanna kreischten wie am Spieß.

»Oh mein Gott!«, rief Claire. »Wie peinlich! Du weißt, dass ich damals auf Johnnys Party was mit Mark angefangen hab? Wir sind raus aufs Feld, ich sitz da, ihr wisst schon, blas ihm einen, und irgendwie passiert – nichts. Ich schau hoch, und jetzt haltet euch fest: Er war eingeschlafen!«

Sophie und Joanne brachen in Gelächter aus. Ich grinste

und tat so, als hätte ich den Witz verstanden. Zumindest weiß ich, was blasen bedeutet, wenn auch nur vage. Ich hab versucht, mir vorzustellen, so was mit jemandem zu machen, sogar mit jemandem, den ich gern mag, aber ich schaff es einfach nicht. Ich hab keinen Schimmer, wie so was funktioniert. Was du mit deinem Mund machst, mit der Zunge ... Ich bekam eine Gänsehaut.

Jetzt lehnte sich Claire zu den anderen beiden hinüber, als würde sie ihnen gleich eine entscheidende Weisheit mit auf den Weg geben wollen. »Das ist doch voll in Ordnung bei euch beiden. Immerhin seid ihr erst ganz frisch dabei. Mir geht Sex inzwischen auf den Senkel, wisst ihr – Dan fällt einfach nichts anderes ein. Ihr wisst schon, ich will auch mal in die Stadt fahren, ins Kino gehen oder so.«

Sophie und Joanna überschlugen sich regelrecht, ihr beizupflichten. Es ist schon komisch, Sophie ist immer so cool, so selbstbewusst, aber manchmal, wenn sie mit Claire zusammen ist, dann erkenne ich ihre Achillesferse, die Risse in der Fassade werden sichtbar. Seit einiger Zeit darf ich manchmal mit in die Stadt kommen, dann sind wir als Gruppe unterwegs, aber sobald wir den Fluss erreichen, an dem der Weg zu schmal wird, müssen wir in Zweierreihen weiterlaufen. Und dann spüre ich immer, wie Sophie und Joanne unausgesprochen darum wetteifern, wer von ihnen beiden neben Claire gehen darf und wer mit mir vorliebnehmen muss.

Bis gestern Nacht habe ich noch nie einen Jungen geküsst, und ich weiß noch, dass ich insgeheim gebetet habe, die anderen mögen es nie herausfinden. Sophie weiß Bescheid, aber ich glaube nicht, dass sie es rumerzählt. Zumindest haben sie nie versucht, mich in diese Gespräche mit einzubeziehen. Ich habe einfach immer zu viel Angst,

etwas Blödes zu sagen, irgendetwas, womit ich mich verrate und preisgebe, dass ich komplett unerfahren bin. Das meiste, was ich weiß, hab ich in der *Just Seventeen* gelesen, obwohl die weiß Gott deutlicher sein könnte. Diese Kummerkastentante dort scheint anzunehmen, dass man über ein gewisses Grundwissen verfügt, weshalb sie nur Ausdrücke und Begriffe verwendet, bei denen ich mir wirklich nicht sicher bin. Man könnte meinen, dass so etwas im Aufklärungsunterricht in der Schule durchgenommen wird, aber nein, bislang haben wir uns bloß ein altes Video aus den Siebzigern angeschaut, in dem eine Frau ein Baby zur Welt bringt, bevor dann ziemlich peinlich noch kurz die Rede von Penissen war, die in Vaginen eindringen. Also, das weiß sogar ich. In der einzigen Stunde, die halbwegs vielversprechend hätte werden können, wollte Mrs. Cook uns zeigen, wie man ein Kondom über eine Banane streift. Aber dreimal darfst du raten – am entscheidenden Tag war Mrs. Cook krank, sodass wir es uns von einer aus der Parallelklasse erzählen lassen mussten, die das Ganze eine Woche zuvor durchgenommen hatte.

Das neue Mädchen hieß Maria Weston. Sie sah okay aus, irgendwie wie alle anderen auch, nicht wahnsinnig hübsch, aber auch kein Trampel. Miss Allan hatte Sophie gebeten, sich um Maria zu kümmern, aber Sophie hat es mehr oder weniger dabei belassen, ihr zu zeigen, wo die Klos und die Schulkantine waren. Für den restlichen Tag ließ sie sie links liegen. Daraufhin versuchte Esther Harcourt, mit Maria ins Gespräch zu kommen, aber selbst eine Neue konnte erkennen, dass ausgerechnet Esther mit den geerbten Klamotten und der dicken Brille auf der Nase ihr nicht gerade den Weg zum sozialen Aufstieg an unserer Schule ebnen würde. Schon komisch, wenn ich darüber nachdenke, dass ich in



der Grundschule die ganze Zeit mit Esther herumgehungen habe. Ich war gerne bei ihr zu Besuch, weil ihre Mutter uns immer erlaubte, stundenlang durch den Wald zu streunen; andererseits waren sie solche vegetarischen Hippies, dass es zum Abendbrot immer echt komische Sachen gab. Irgendwie fehlt sie mir; wir hatten damals eine Menge Spaß. Aber ich könnte heute nicht mehr mit ihr befreundet sein – das wäre echt ein Albtraum!

Jedenfalls hatte Sophie sich nicht mal in der Mittagspause zu dem neuen Mädchen gesetzt. Esther hatte schon wieder den Rückzug angetreten, weil Maria ihr in der Pause zuvor die kalte Schulter gezeigt hatte. Als ich mich der Essensausgabe näherte, ließ ich wie immer den Blick durch die Kantine schweifen und hielt nach einem Platz Ausschau, an den ich mich setzen wollte. Maria saß allein am Ende eines Tisches, an dessen gegenüberliegendem Ende eine Gruppe Streber Platz genommen hatte, unter anderem Natasha Griffiths (oder »Fresse und Hals«, wie Sophie sie nennt, wegen ihrer orange getönten Foundation im Gesicht und einem ziemlich weißen Hals). Fresse und Hals hielt gerade einen Vortrag über ihren Englisch-Aufsatz. Mr. Jenkins hätte gesagt, wie genial er gewesen wäre, und dass er sie am Ende des Unterrichts noch zu sich gerufen hätte (klar hat er, es weiß doch jeder, dass er ein alter Pädo ist). Ich war schon drauf und dran, an Maria vorbeizugehen, und fragte mich, ob ich mich wohl zu Sophie setzen durfte (sie saß mit Claire und Joanne hinten links an einem Tisch, der aus irgendeinem Grund der coole Tisch ist – aber wenn man zu Mittag nicht wirklich bloß einen Joghurt isst, wird es dort echt peinlich). Im selben Moment fing ich Marias Blick auf. Sie aß eine gefüllte Ofenkartoffel und hörte zu, wie Natasha über ihren Shakespeare-Aufsatz schwadronierte. Ihr Schmun-

zeln verriet, dass sie bereits jetzt schon sagen konnte, was für eine hohle Nuss Natasha ist. Intuitiv wurde ich langsamer.

»Sitzt da schon jemand?«

»Nein, niemand«, sagte sie und schob ihr Tablett ein Stück zur Seite, damit ich Platz hatte. »Setz dich.«

Ich nahm meine peinliche, fetttriefende Lasagne vom Tablett und setzte mich, drückte das angespitzte Ende meines Strohhalms in den kleinen Silberfolienkreis der Apfelsafttüte, bis er riss, und ein Tropfen bernsteinfarbener Flüssigkeit sickerte aus dem Loch.

»Und, wie war dein erster Tag bisher so?«

»Ach, einigermaßen. Klar ist es schwierig, du weißt schon ...« Sie brachte den Satz nicht zu Ende.

»Also einigermaßen scheiße?« Ich grinste sie an.

»Ja.« Die Erleichterung stand ihr ins Gesicht geschrieben. »Totale Scheiße.«

»An welcher Schule warst du denn vorher? Sind deine Eltern hierhergezogen?«

Maria konzentrierte sich darauf, die Kartoffelschale zu zerschneiden. »Ja, wir haben in London gewohnt.«

»Ah, okay.« Allerdings war April schon eine komische Zeit für einen Umzug, gerade so kurz vor dem Ende der zehnten Klasse.

Sie hielt kurz inne. »Ich hatte dort ein bisschen Ärger mit den anderen Mädchen.«

Ich hakte nicht nach, weil ich das Gefühl hatte, dass sie es nicht gewollt hätte. »Na ja, hier sind alle echt ganz nett«, flunkerte ich. »Da wirst du solche Probleme nicht haben. Wir sind übrigens eine Clique, die nach der Schule meistens in die Stadt geht. Kannst ja mal mitkommen.«

»Heute kann ich nicht, da holt mein Bruder mich ab,

und wir gehen zusammen nach Hause. Aber an einem anderen Tag gern.«

Die erste Stunde nach der Mittagspause war Mathematik, und Sophie rutschte nach einer Lästerrunde auf dem Klo auf den Platz neben mir, frisch geschminkt und eingehüllt in eine Wolke *Christian Dior Poison*. Ich erzählte ihr, dass ich mich mit Maria unterhalten und sie eingeladen hätte, mal mit in die Stadt zu kommen. Sie drehte sich zu mir herum.

»Du hast ihr gesagt, sie kann mitkommen?« In ihrer Stimme schwang etwas Gefährliches mit.

»Ja ... Wär das in Ordnung?« Verzweifelt versuchte ich, das Zittern in meiner Stimme zu unterdrücken.

»Weiß Claire das schon?«

»Nein ... Ich hätte nicht gedacht, dass jemand was dagegen haben könnte.«

»Du hättest mich wirklich erst fragen können, Louise.«

»Sorry, ich dachte einfach ... Sie ist neu hier, und ...« Vollkommen sinnlos schob ich die Bücher auf meinem Tisch hin und her, während sich in mir ein Hauch von Panik breit machte. Was hatte ich getan?

»Das weiß ich. Aber ich hab da ein paar Dinge über sie gehört, Sachen, die an ihrer alten Schule passiert sind.«

»Oh, das ist schon in Ordnung, das hat sie mir auch erzählt.« Vielleicht wäre es damit ja gut. »Das war alles gelogen.«

»Klar, dass sie das behaupten würde, oder? Hat sie dir erzählt, was da genau los war?«

»Nein«, gab ich zu, und meine Wangen fingen an zu glühen.

»Aha. Na ja, vielleicht solltest du die Fakten kennen, bevor du Leute zu anderen Leuten mit einlädst.«

In den folgenden Minuten widmeten wir uns stumm unseren Aufgaben, auch wenn ich bemerkte, wie Sophie immer wieder zu mir rüberschielte, um von mir abzuschreiben.

»Heute kann sie sowieso nicht kommen«, sagte ich nach einer Weile. »Ihr Bruder holt sie ab.«

»Ich hab gehört, dass der auch einen an der Waffel haben soll. Egal, ich fahre heute jedenfalls nicht in die Stadt, Claire und ich haben was anderes vor.«

Offenbar war ich bei diesem geheimnisvollen Vorhaben nicht vorgesehen, also ging ich auch nicht weiter darauf ein. Ich wunderte mich nur, dass Sophie gar nicht die Hitze zu spüren schien, die ich ausstrahlte – den Schock und die Besorgnis, die durch meine Poren sickerten.

Als der Gong ertönte, schob sie ihre Sachen zusammen und lief ohne ein weiteres Wort zur nächsten Stunde. Am Ende des Schultags sagte sie nicht einmal Tschüss, hakte sich einfach nur bei Claire Barnes unter, machte sich gackernd auf den Weg und blickte sich nicht einmal mehr um. Ich hatte Panik, dass ich es mir mit ihr versaut haben könnte. Scheißescheißescheiße. Was sollte ich denn jetzt machen?

## KAPITEL 3

2016

Ich sitze immer noch wie vom Donner gerührt am Küchentisch, mit Marias Facebook-Profil vor Augen. Fragen drängen sich in meinem Kopf. Wer steckt dahinter – und warum ausgerechnet jetzt? Ich denke über die beängstigende Möglichkeit nach, dass Maria irgendwie und irgendwo am Leben sein könnte. Als eine neue Facebook-Benachrichtigung eingeht, klicke ich die Meldung mit einem Gefühl der Beklemmung an.

**Sharne Bay High Klassentreffen Komitee hat dich zu der Veranstaltung Sharne Bay High Klassentreffen 1989 eingeladen.**

Klassentreffen? Überstürzt klicke ich auf den Link, und da steht es: Sharne Bay High Klassentreffen 1989, Samstag in zwei Wochen in unserer alten Schulaula. Nach Marias Freundschaftsanfrage folgt gleich ein weiterer Fausthieb auf den Solarplexus. Kann es wirklich Zufall sein, dass diese zwei Anfragen an ein und demselben Tag eingegangen sind? Ich klicke auf das Facebook-Profil des Organisationsteams. Auch wenn dort nirgends steht, wer das Profil erstellt hat, scheint es echt zu sein. Ganz oben in der Diskussion steht

ein Post unseres alten Englischlehrers Mr. Jenkins, der anscheinend immer noch an der Schule unterrichtet. Damals rankten sich alle möglichen Gerüchte um ihn – dass er Mädchen nach dem Unterricht zum Vier-Augen-Gespräch dabehalten oder durch die Fenster zur Umkleide gespäht hätte, solche Sachen. Ich nehm an, dass nichts von alledem stimmte. Wir glaubten damals auch, dass unsere Sportlehrerin lesbisch wäre, nur weil sie ein Glasauge hatte, insofern war unser Urteil wohl nicht das verlässlichste. Der Rest der Diskussions-Chronik ist voll mit begeisterten Posts von Leuten, die sich auf das Klassentreffen freuen. Allerdings sind diese Posts schon Monate alt. Warum bin ich erst jetzt eingeladen worden? Ich bekomme hektische Flecken am Hals, und dann kitzeln verräterische, dämliche Tränen in meinen Augenlidern. Wie leicht es ist und wie bescheuert, mich um all diese Jahre zurückzukatapultieren, und wie schnell mich die alte Scham wieder im Griff hat: die Scham darüber, außen vor zu bleiben und stehengelassen zu werden. Immer noch kein echter Teil der Clique zu sein. Immer nur das Anhängsel.

Ich klicke die Liste der Teilnehmer an und suche fast schon wütend nach seinem Namen. Ja, da steht er. Da ist er – mit zusammengekniffenen Augen sieht er mich von seinem Profilbild an. Den rechten Arm hat er um jemanden gelegt, der sich jenseits des Bildrands befindet. Sam Parker nimmt teil. Warum hat er keinen Ton gesagt? Gut, nicht dass wir stundenlang geredet hätten, als ich Henry zu ihm gebracht hatte. Aber er hätte doch zumindest etwas sagen können. Vielleicht hofft er ja, dass ich nichts davon mitbekomme.

Auch andere bekannte Namen springen mir ins Auge: Matt Lewis, Claire Barnes, Joanne Kirby. Eine Schrecksekunde lang sehe ich den Namen Weston und denke

schon, es wäre Maria, aber nein, es ist Tim Weston. Du liebe Güte, ihr Bruder. Er ging gar nicht mehr an unsere Schule – er war ein Jahr älter und besuchte damals schon die Oberstufe auf dem College –, aber er hing mit Sam und ein paar anderen Jungs aus unserer Stufe ab, insofern ist es nicht wahnsinnig überraschend, dass er auch zum Klassentreffen kommt. Da stehen noch andere Namen, einige erkenne ich wieder, an andere kann ich mich nicht mehr erinnern. Jede Menge Namen – nur meiner nicht.

Ich gehe die Liste erneut durch, bis ich auf Sophie stoße. Mir war klar, dass sie ebenfalls dabei sein würde. Ich klicke ihr Profil an. Das habe ich früher schon gemacht, trotzdem hab ich immer dem Drang widerstehen können, ihr eine Freundschaftsanfrage zu schicken. Diesmal klicke ich direkt auf ihre Freundesliste, aber Maria taucht dort nirgends auf. Natürlich heißt das nicht, dass Sophie nicht ebenso die gleiche Anfrage erhalten hat; es heißt lediglich, dass sie die Anfrage nicht angenommen hat. Sie hat fünfhundertvierundsechzig Freunde, ich zweiundsechzig, darunter diverse Arbeitskontakte. Ich habe schon öfter darüber nachgedacht, mein Profil zu löschen und damit zu verhindern, in diesen Strudel zu geraten; diesen schrecklichen Strudel, bei dem man sich dabei ertappt, die Hochzeitsbilder von jemandem durchzuklicken, obwohl man ihn niemals getroffen hat – statt eine Deadline für die Arbeit einzuhalten. Dann wiederum halte ich Facebook für einigermaßen wichtig, das ist mir gerade in den letzten Jahren bewusst geworden. Seit Sam gegangen ist, habe ich meine Welt zwangsläufig verkleinern müssen, damit ich das Wesentliche nicht aus dem Blick verliere: Henry; meine Selbstständigkeit. Ich habe weder Zeit noch Energie für Unternehmungen, und Facebook hilft mir dabei, dass ich den Kontakt zu Freunden und alten

Kollegen nicht ganz verliere. Ich weiß immer noch, was in deren Leben vor sich geht – wie ihre Kinder aussehen, wo sie ihren Urlaub verbringen –, und wenn man sich bei irgendeiner seltenen Gelegenheit mal über den Weg läuft, dann ist das verbindende Band stärker, als es ohne jeglichen Kontakt gewesen wäre. Also poste ich weiter, vergebe hier ein Like und verfasse dort einen Kommentar. So falle ich zumindest nicht komplett aus meiner Welt.

Draußen frischt der Wind auf, und als die Ranke einer Glyzinie, die sich draußen an meinen Terrassentüren hinaufwindet, an die Scheibe klopft, zucke ich heftig zusammen. Obwohl ich weiß, dass es bloß die Glyzinie war, stehe ich auf und spähe hinaus, aber inzwischen ist es beinahe stockdunkel, und abgesehen von meinem Spiegelbild kann ich kaum etwas erkennen. Dann bläst der Wind für einen Moment den Regen gegen die Scheibe, und es prasselt, als hätte jemand eine Handvoll Kies geworfen. Mit Herzrasen springe ich zurück.

Am Küchentisch klicke ich erneut Sophies Profilbild an. Es ist einer dieser Fake-Schnappschüsse: Sie sieht unglaublich toll aus, erweckt aber gleichzeitig den Eindruck, als hätte sie einfach das erstbeste alte Foto hochgeladen. Wenn man genau hinsieht, erkennt man das »natürliche« Make-up, die semiprofessionelle Belichtung, die Filter, mit denen das Bild bearbeitet wurde. Schaut man noch genauer hin, könnte man vielleicht sogar die ersten Fältchen entdecken, aber ich muss zugeben, dass sie sich gut gehalten hat. Ihre Haare sind immer noch ein rauschender Wasserfall aus flüssigem Karamell, die Figur wie zu erwarten seit ihren Teenagerjahren unverändert, also beneidenswert.

Ich frage mich, ob sie mich hier je gesucht hat. Ich klicke auf mein eigenes Profilbild und versuche, es mit ihren



Augen zu betrachten. Das Bild hat Polly geschossen – ich an einem Tisch in einem Pub mit einem Weinglas in der Hand. Unter meinem jetzt ziemlich kritischen Blick wirkt es wie das Foto einer Person, die unbedingt so aussehen will, als hätte man mit ihr eine Menge Spaß. In einem kurzärmeligen Shirt lehne ich mich vor an den Tisch, und meine unschön massigen Oberarme sind deutlich zu sehen. Von den im Fitnessstudio geformten, honigbraunen Armen auf Sophies Foto sind sie meilenweit entfernt. Mein mausbraunes Haar sieht strähnig aus, und mein Make-up ist ganz leicht verschmiert.

Mein Titelbild ist ein Foto, das ich vergangenen Monat an Henrys erstem Schultag gemacht hab. Er steht in der Küche, seine Schuluniform ist brandneu und ein klein wenig zu groß; geradezu herzerreißend, wie er fast vor Stolz platzt. Nur mir hat er sich anvertraut, nur zu mir hat er tags zuvor kurz vor dem Einschlafen unter der Bettdecke gemurmelt: »Und wenn da niemand mit mir spielen will, Mummy?« Und: »Was, wenn ich dich ganz schrecklich vermisse?« Und: »Was mach ich denn, wenn ich jemanden zum Kuscheln brauche?« Ich habe ihm, so weit es ging, gut zugeredet, aber insgeheim wusste ich auch keine Antworten auf seine Fragen. Er wirkte einfach viel zu klein, um so ganz auf sich allein gestellt hinaus in die Welt zu gehen – dorthin, wo ich ihn nicht würde beschützen können. Für einen kurzen Moment frage ich mich, ob Sophie weiß, dass Sam und ich ein Kind haben oder dass wir obendrein verheiratet waren. Ich schiebe den Gedanken an Henry beiseite und versuche, nicht darüber nachzudenken, was er wohl heute Abend bei Sam macht; ich will mir um ihn keine Sorgen machen. Aber es kommt mir vor, als würde man versuchen, nicht zu atmen.

Ich denke darüber nach, was es bedeuten würde, auf Facebook mit Sophie befreundet zu sein, und scrolle durch meine Statusmeldungen. Erneut betrachte ich sie, als würde ich sie durch ihre Augen sehen. Eine Menge Bilder von Henry; Posts über Schikanen bei der Kinderbetreuung und die Zerrissenheit einer berufstätigen Mutter – besonders zu der Zeit, als Henry gerade eingeschult worden war und in den ersten beiden Wochen bloß vormittags Unterricht stattfand. Ich frage mich, ob Sophie Kinder hat. Wenn nicht, wird sie meine Chronik extrem nervtötend finden. Wenn sie weit genug in die Vergangenheit scrollt, wird sie immerhin noch Bilder aus dem Sommerurlaub finden: Henry und ich mit sonnengebräunter Haut und entspannt, sämtliche Schwierigkeiten sind von der Wärme und der Entfernung wie weggefedt.

Sie wird nicht sehen, dass ich mit Sam verheiratet war; aber vielleicht weiß sie es ja ohnehin. Ich habe sämtliche Indizien, die auf ihn hingewiesen hätten, vor zwei Jahren aus meinem Profil entfernt (nachdem ich entdeckt hatte, dass er wiederum seinen Account gelöscht hatte, auf dem man unsere Geschichte hätte nachvollziehen können). Er hat einfach noch mal ganz neu angefangen. All die Urlaube, die Ausflüge, unsere Hochzeitsfotos, die wir Jahre später sorgfältig eingescannt hatten – gelöscht, ersetzt durch seine neue Geschichte, eine Hochglanzstory. Er hat mich einfach wie einen Fettfleck auf der Fensterscheibe weggewischt, spurlos.

Ich sehe nach, ob Sophie auf Facebook mit Sam befreundet ist. Ist sie. Er muss seine Privatsphäre-Einstellungen hochgeschraubt haben, weil ich auf seiner Seite lediglich die Profilbilder einsehen kann, auf denen entweder er selbst oder eine Landschaft zu sehen ist. Außerdem ist dann noch

das Datum öffentlich, als er »Facebook beigetreten« ist – vor zwei Jahren. Ich kann meinen Blick nur schwer von seinem Foto abwenden. Mir ist klar, dass es mir ohne ihn viel besser geht, trotzdem sehnt sich ein Teil von mir immer noch danach, mit ihm zusammen zu sein. Wir – zwei Leuchtfeuer in einer öden Welt, in der alle gleich sein sollen.

Ich klicke mich durch ein paar Fotos auf meinem Laptop und suche nach einem, das besser als Profilbild geeignet wäre, wobei ich mich frage, ob ich nicht besser gleich ein neues schießen sollte. Aber Selfies sehen immer schrecklich unvorteilhaft aus, also womöglich eher nicht. Wie wär's mit einem dieser »lustigen« Bilder, zum Beispiel von meinem Hinterkopf? Oder ein unscharfes? Andererseits hat Sophie vielleicht ja ohnehin schon mal nach mir gesucht und kennt mein aktuelles Profilbild. Wenn ich nun ausgerechnet heute ein neues hochlade und ihr dann eine Freundschaftsanfrage schicke, wüsste sie doch, dass ich es absichtlich getan hätte, nur um sie zu beeindrucken.

Was mich zum Wesentlichen bringt: sie zu beeindrucken. Gott, will ich das wirklich – selbst nach all den Jahren? Wie durch ein Prisma blicke ich zurück in die Vergangenheit. Es ist mir jetzt so was von klar, dass Sophie mich nur dazu benutzt hat, ihr eigenes Ego aufzupolieren. Sie brauchte jemanden neben sich, der nicht so attraktiv war, nicht so cool, sodass sie im Vergleich heller strahlen konnte. Damals habe ich das nicht begriffen, aber sie war genauso wie ich erpicht darauf, ihre Position zu festigen, nur dass sie ein paar Sprossen höher auf der Leiter stand. Trotzdem hat mich Marias Freundschaftsanfrage zurück auf den Schulhof und in die Schulkantine versetzt, wo es einzig und allein darum ging, zu den »richtigen« Leuten dazuzugehören und

die »richtigen« Freundschaften eine Frage von Leben und Tod waren. Meine beruflichen Erfolge, meine Freunde, mein Sohn, das Leben, das ich mir aufgebaut habe – all das fühlt sich auf einmal an, als wäre es auf Sand gebaut. Der Boden schwankt unter mir, und ich spüre, dass nicht mehr viel fehlt, bis ich falle.

Am Ende lasse ich das Profilbild, wie es ist, und schicke Sophie einfach eine Freundschaftsanfrage, nachdem ich noch kurz überlegt habe, eine Nachricht dazuzuschreiben. Aber was hätte ich denn schreiben sollen? *Hi, Sophie, wie ist es dir in den letzten siebenundzwanzig Jahren ergangen?* Das wäre doch etwas arg merkwürdig. *Hi, Sophie, ich hab eine Freundschaftsanfrage von einer alten toten Klassenkameradin gekriegt, du auch?* Noch merkwürdiger, besonders wenn sie keine bekommen hat.

Ich sitze am Küchentisch, kaue geistesabwesend auf der Innenseite meiner Wange herum und starre das Icon für die Benachrichtigungen an. Nach zwei Minuten taucht darüber eine rote 1 auf, und ich klicke sie an. **Du bist jetzt mit Sophie Hannigan befreundet.** Natürlich gehört sie zu den Leuten, die dauernd auf Facebook sind. Sie hat mir keine Nachricht geschickt, was mich leicht irritiert und in Panik versetzt. Trotzdem klicke ich mich gleich durch ihr Profil. Es gibt über ihr echtes Leben nicht allzu viel preis, aber es sagt eine Menge darüber aus, wie die Welt sie ihrer Meinung nach sehen soll. Ein- oder zweimal die Woche ändert sie ihr Profildfoto – eine unendliche Serie an Bildern, die ihr ausnahmslos schmeicheln und von den unvermeidlichen Komplimenten ihrer Freundinnen und Freunde begleitet werden. Einer ihrer männlichen Freunde, Jim Pett (der allem Anschein nach mit jemand anderem verheiratet ist), hat jedes einzelne Bild kommentiert: **Ich würd ja bei einem,**

**Ich hab gerade** bei einem anderen. **Ach, Jim, immer musst du das Niveau senken**, antwortet sie darauf, aber man spürt, dass sie nur irritiert tut, aber in Wahrheit begeistert ist.

Ich weiß, dass Facebook eine idealisierte Version des Lebens abbildet, eine bearbeitete, geschönte Version, die der Welt nur zeigt, was man auch zeigen will. Trotzdem kann ich nicht leugnen, dass ich eifersüchtig bin – auf diese ungetrübte Schönheit, die Fotos, exotische Orte, die Kommentare, den sozialen Tumult, den großen Kreis erfolgreicher Freunde. Allerdings ist weder ein Partner erwähnt, noch gibt es irgendeinen Hinweis auf Kinder, und ich ertappe mich dabei, wie ich sie dafür ein bisschen verurteile. Trotz allem, was ich durchgemacht habe, sind für mich Partner und Nestbau anscheinend immer noch Zeichen des Erfolgs – bei einer Frau.

Ich bin hin- und hergerissen, ob ich ihr eine Nachricht schreiben soll. Wie soll ich ihr erklären, was passiert ist? Andererseits ist sonst niemand da, mit dem ich darüber sprechen könnte. Früher hätte ich mit Sam geredet, aber das ist inzwischen ein Ding der Unmöglichkeit. Ich beschließe, mich kurz und fröhlich zu fassen.

**Hi, Sophie, lang ist's her!** Noch während ich tippe, zieht sich in mir alles zusammen, weil sie unter Garantie spüren kann, wie aus jedem Wort die Verzweiflung trieft. **Anscheinend sind wir beide in London gelandet! Wär toll, dich mal wiederzusehen!** Zu viele Ausrufezeichen, aber ich weiß nicht, wie ich auf andere Art fröhlich rüberkommen soll. Doch ich hätte mir gar keinen Kopf machen müssen. Postwendend trudelt eine Antwort ein.

**Hey, cool, von dir zu hören!! Würd mich riesig freuen, dich zu sehen!! Kommst du zum Klassentreffen?**

**Ich hoffe, dass ich's schaffe**, schreibe ich, und meine Finger schleifen geradezu über die Tastatur. **Wenn mir bloß kein anderer Termin in die Quere kommt... Aber es wär großartig, alle mal wiederzusehen!**

Ich bin mir im Klaren darüber, dass mein beschwingter Tonfall nicht mit der Verwirrung und der Verzweiflung einhergeht, die ich beim Schreiben empfinde. In meinem Kopf sagt eine Stimme (wahrscheinlich die von Polly), dass ich aufhören und dieses Klassentreffen ignorieren soll, aber ich kann einfach nicht widerstehen.

**Absolut! Das wird genial!!!**, antwortet sie.

Meine Güte, diese Ausrufezeichen machen mich verrückt. Ich kann das nicht per E-Mail. Ich muss sie sehen. Also reiße ich mich zusammen und tippe weiter.

**Wär doch cool, wenn wir zwei uns vor dem großen Tag mal wieder auf den letzten Stand bringen könnten – wollen wir nicht mal was trinken gehen?**

Ich drücke auf Senden, bevor ich es mir anders überlege. Bis jetzt sind die Nachrichten nur so reingeflattert, als wäre nichts dabei gewesen, doch nachdem ich die letzte verschickt habe, entsteht eine kleine Pause. Ich halte die Luft an.

**Klar, warum nicht? Magst du auf einen Drink bei mir vorbeikommen – wie wär's mit Freitag?**

Zittrig atme ich aus. Sie zu Hause zu besuchen fühlt sich irgendwie merkwürdig an – neutraler Boden wäre mir lieber gewesen –, aber ich kann das hier nicht mehr lange durchziehen, also stimme ich zu. Sie gibt mir ihre Adresse,

eine Wohnung in Kensington, und wir verabschieden uns (mit jeder Menge Küsschen und Smileys ihrerseits und ein paar zaghaften Küsschen von mir). Dann postet Sophie einen neuen Beitrag, und ich werde sogar darin markiert: **Freu mich auf ein Wiedersehen am Freitagabend mit meiner alten Freundin Louise Williams!** Mit zitternden Fingern klicke ich auf die Benachrichtigung. Dass diese erste Begegnung mit Sophie online stattgefunden hat, erleichtert mich zutiefst und gibt mir die Gelegenheit, mich ohne Publikum erst mal wieder zu sammeln. *Ich bin inzwischen erwachsen, sage ich mir. Ich brauche ihren Segen nicht mehr.* Aber ich schaffe es nicht mal, mich selbst zu überzeugen.

Draußen wird es Nacht. Ich klappe den Laptop zu und bleibe noch eine ganze Weile reglos am Küchentisch sitzen. Erst die Facebook-Anfrage, dann das Klassentreffen, jetzt die Verabredung mit Sophie ... Es fühlt sich an wie eine Fahrt oder Reise, auf die ich geschickt werde, ohne dass mich jemand gefragt hat, ob ich das überhaupt will. Auch wenn ich zutiefst erschüttert bin über den heutigen Abend, habe ich insgeheim wohl immer schon damit gerechnet, dass so etwas oder etwas Ähnliches eines Tages passieren würde. Ich habe keine Ahnung, wer hier gerade am Steuer sitzt oder wohin die Reise geht, aber die Räder haben sich in Bewegung gesetzt, und ich weiß beim besten Willen nicht, wie ich sie wieder anhalten kann.

## KAPITEL 4

2016

Ich sehe, dass das Foto weg ist, und im selben Moment klingelt es an der Tür.

Normalerweise steht es oben auf dem offenen Regal neben dem Kühlschrank: ein weiteres Selfie von Henry und mir am Strand, um uns herum ein unfassbar blauer Himmel, die Augen zusammengekniffen gegen die gleißende Sonne. Im Regal stapele ich auch die unbezahlten Rechnungen, die Elternbriefe aus der Vorschule, Einkaufszettel und Notizen zu den verschiedensten Dingen, die ich erledigen muss. Ich wusste, dass die Umstellung auf mein neues Leben als alleinerziehende und berufstätige Mutter emotional hart werden würde, aber gerade die alltäglichen Tätigkeiten haben mir doch schwer zu schaffen gemacht. Manchmal habe ich das Gefühl, als würde ich mich nur noch mit den Fingerspitzen an meinem Leben festkrallen und drohen, jede Sekunde abzustürzen.

Ich lasse Henry, der sich mit größter Sorgfalt jede Nudel einzeln in den Mund schiebt, am Tisch sitzen und mache die Tür auf. »Du bist ja früh dran!«

»Ja, na ja, auch wenn ich schon eine Million Mal für dich babygesittet hab, weiß ich, dass du mir erst noch eine ellenlange Liste mit Anweisungen runterbeten willst. Derzeitiges



Lieblingsbuch, der exakte Winkel, in der die Tür offen stehen bleiben muss, Anordnung und Hackordnung sämtlicher Kuscheltiere ... So was braucht eben seine Zeit. Darf ich jetzt reinkommen?«

»Entschuldigung!« Ich mache einen Schritt zurück, Polly springt an mir vorbei und wickelt sich aus einem breiten, gestreiften Schal, der quasi so lang ist wie sie selbst groß. Dann zieht sie ihren Puffa-Mantel aus, gefolgt von den kniehohen Lederstiefeln, in denen sie graugewaschene Leggings trägt, die nicht recht zu ihren zwei verschiedenen Socken passen wollen. Dazwischen erhasche ich einen Blick auf einen Streifen unrasierten Beins.

»Alles okay bei dir?«, frage ich und hänge Mantel und Schal auf.

»Ach, alles wie immer. Die Arbeit ist eine Katastrophe – du hast's echt richtig gemacht, abzuhauen und dein eigenes Ding zu starten.«

Seit ich vor drei Jahren bei *Blue Door Interior Design* gekündigt habe, betont sie das so gut wie jedes Mal, wenn wir uns treffen, dabei wissen wir beide, dass sie nach nur einem Tag, den sie allein zu Hause verbringen müsste, durchdrehen würde. Aber genau das ist für mich der ganz normale Alltag, wenn man mal von der einen oder anderen externen Besprechung absieht. Polly liebt den Flurfunk und die Energie, wenn es an einem geschäftigen, fordernden Arbeitsplatz zwischen den Kollegen nur so knistert, während ich es kein bisschen vermissem. Hin und wieder geh ich noch mit den alten Kollegen aus, aber außer Polly würde ich keinen von ihnen zu meinen Freunden zählen.

»Ich weiß, auch wenn ich mir manchmal wünschen würde, dass ich meine Aufgaben mit jemandem teilen könnte«, sage ich spitz über die Schulter, und wir betreten die Küche.

Polly grinst. Schon seit Urzeiten versuche ich, sie zu überreden, bei Blue Door ebenfalls zu kündigen und meine Geschäftspartnerin zu werden. Gemeinsam könnten wir die Aufträge annehmen, die ich derzeit ablehnen muss, weil ich allein arbeite.

Anfangs war es schwierig, mir alles ohne Hilfe aufzubauen, aber es fühlte sich damals an, als wäre der richtige Zeitpunkt gekommen. Henry war ein knappes Jahr alt, und nachdem ich meine Elternzeit maximal ausgereizt hatte, hätte ich eigentlich zu Blue Door zurückkehren müssen. Doch bei dem Gedanken, wieder Vollzeit zu arbeiten und schon aus dem Haus zu sein, wenn Henry morgens aufwachte, wurde mir ganz anders. Und auch Sam machte sich Sorgen, wie wir alles bewältigen sollten, wenn ich erst wieder voll arbeitete – tatsächlich hätte er es am liebsten gesehen, wenn ich meine Stelle aufgegeben hätte, aber das wäre finanziell nicht drin gewesen. Außerdem war ich durchaus wieder bereit zu arbeiten, aber ich wollte nicht wieder ins alte Hamsterrad zurück. Ich glaube, wir dachten damals beide, dass der Alltag leichter zu bewältigen wäre, wenn ich von zu Hause aus ganz langsam meine eigene Firma aufbaue.

Ich kontaktierte Rosemary Wright-Collins, mit der ich Jahre zuvor schon einmal zusammengearbeitet hatte und die, wie es der Zufall wollte, für ihre Bauprojekte gerade eine Innenarchitektin brauchte. Rosemary ist Projektentwicklerin mit einem bestechenden Geschmack und einem riesigen Geldbeutel, und sie als erste Auftraggeberin zu akquirieren war für mich ein echter Coup. Es macht mich stolz, dass sie mich bis zum heutigen Tag für jedes ihrer neuen Bauprojekte mit ins Boot holt. Sie hat mir sogar eine überschwängliche Bewertung für meine Webseite geschrie-

ben. Die Kehrseite war natürlich, dass es bereits an Tag eins von null auf hundert ging. Ich benötigte umgehend eine Betreuung für Henry und befand mich von jetzt auf gleich wieder im Profi-Modus.

»Caro macht mich wahnsinnig«, fährt Polly fort. »Sie hat schon wieder einen neuen Lover, und jetzt ruft sie gefühlt alle zehn Minuten an, um mich zu fragen, was ich glaube, was diese oder jene Nachricht bedeuten könnte, was sie anziehen soll, ob sie sich ihre Dingsbums rasieren muss – ich weiß wirklich nicht, warum ich so eine Schwester verdient hab. Ich meine, verdammt noch mal, was weiß ich denn, ob Frauen heutzutage ihre Dingsbums rasieren? Aaron wäre ja schon froh, wenn ich ihn überhaupt mal wieder ranlasse, und ich glaube nicht, dass er auch nur einen Gedanken daran verschwenden würde, wenn ich mir von Kopf bis Fuß Daunenfedern stehen lasse ... Henry! Wie geht's meinem Lieblingsjungen?« Sie beugt sich vor und gibt ihm einen Schmatzer auf den Kopf.

Er grinst sie tomatensoßenverschmiert an. »Hallo, Polly.«

»Er hat sich schon den ganzen Tag auf dich gefreut«, sage ich. »Anscheinend liest du ihm mehr vor als ich.«

»Tja, Thomas die Lokomotive kannte ich selbst noch nicht. Die Mädels haben sich für so etwas nie interessiert. Hast du wieder neue Bücher, H?«

Er strahlt sie an. »Ja! Daddy hat mir drei neue Bücher geschenkt: Thomas und seine Freunde Charlie, Arthur und Diesel! Liest du mir die vor?«

»Na klar, deshalb bin ich doch hier.«

»Mummy, darf ich aufstehen und sie holen?«

»Wenn du genug Nudeln gegessen hast, okay? Lass mich nur noch kurz mit Polly reden, dann liest sie dir die Bücher vor, wenn ich gegangen bin.«

»Weißt du was, H? Warum fängst du nicht schon mal an, eine Rieseneisenbahn zu bauen, während ich noch schnell mit deiner Mummy spreche? Ich komm dann gleich und spiel mit dir, sobald sie weg ist, einverstanden?«

»Einverstanden!«, ruft Henry, der förmlich vor Vorfreude platzt, während er aus der Küche rennt und im Kopf schon seine Eisenbahn zusammensetzt.

Polly lässt sich am Tisch nieder, schnappt sich eine kalte Nudel von Henrys Teller und wirft sie sich in den Mund. Ich gehe vor dem Regal in die Hocke, ziehe es ein Stückchen von der Wand weg, sodass alles, was darauf steht, gefährlich ins Schwanken gerät. Ich taste hinter dem Regal entlang, um ganz sicher zu sein, aber da liegt nichts.

»Was machst du denn da?«

»Ich hab dort oben sonst ein Foto stehen – du weißt schon, das süße von Henry und mir am Strand.«

»Richtig, ich erinnere mich. Und?« Sie zeigt auf den Boden.

»Es ist verschwunden.«

»Was soll das heißen, verschwunden?«

»Na ja, ich hab's nicht weggenommen, und jetzt ist es nicht mehr da. Normalerweise steht es immer hier an der Stelle.«

»Vielleicht hast du es beim Putzen in die Hand genommen, bist abgelenkt worden und hast es irgendwo anders hingelegt? Ich weiß doch, wie du tickst.«

»Und wo sollte das sein? Es ist ja nicht gerade so, als wär hier jede Menge Platz.« Zu beiden Seiten stehen Unterschränke, dahinter öffnet sich der Raum ein Stück, sodass er gerade genug Platz für einen kleinen Esstisch direkt vor den Terrassentüren bietet.

»Oder vielleicht hat Henry es irgendwohin geräumt?«

»Kann sein. Henry?« Mit einer Holzbrücke in der einen Hand und einem Plastikelefanten in der anderen, der fast doppelt so groß ist wie die Brücke, kommt er zurück. »Hast du das Foto von uns beiden irgendwo gesehen? Das sonst hier oben im Regal steht?«

Er zuckt mit den Schultern. »Nein. Kann ich zurück zu meiner Eisenbahn?«

»Klar, geh nur.« Ich drehte mich zu Polly um. »Also, wo soll es sonst sein?«

Die ganze Zeit sirrt Marias Freundschaftsanfrage in meinem Hinterkopf, und ich sehe die Welt wie durch einen Filter. Noch vor ein paar Tagen hätte ich an ein verschwundenes Foto keinen Gedanken verschwendet, und selbst jetzt sagt der rationale Teil von mir, dass ich mich gerade lächerlich mache. Trotzdem bin ich in einem kleinen, verschreckten Eckchen meines Hirns verunsichert: War jemand Fremdes in meiner Wohnung?

»Ach, mach dir keine Sorgen, es taucht schon wieder auf. Irgendwo muss es ja sein. Wer ist eigentlich diese alte Schulfreundin, die du heute Abend treffen willst?«, wechselt Polly das Thema.

Ich fülle den Wasserkocher, spiele auf Zeit, und an den Rändern meines Hirns spukt immer noch die Sorge wegen des verschwundenen Fotos. Ich bin mir nicht ganz sicher, wie viel ich Polly erzählen soll. Ich habe mich nie mit ihr (oder mit irgendjemand anderem) darüber unterhalten, was mit Maria passiert ist. Es ist einfach zu groß, zu sperrig. Ich habe keine Ahnung, wie ich meine Zunge »konfigurieren« müsste, um es erklären zu können. Genau das war auch einer der Gründe, warum es so eine Erleichterung war, mit Sam zusammen zu sein. Ihm musste ich nie etwas erklären, weil er dabei gewesen war. Manchmal frage ich mich, ob ich

es überhaupt so lange mit ihm ausgehalten hätte, wenn er nicht zu den wenigen Menschen gehören würde, die wussten, was ich getan hatte. Er kannte mein schlimmstes Geheimnis und hat mich trotzdem geliebt, auf seine Weise.

»Ach, bloß eine Freundin, die ich vor Jahren aus den Augen verloren hab. Sie hat mich auf Facebook angefunkt, dachte, es wäre nett, mal wieder zusammensitzten«, antworte ich bemüht unbeteiligt. Jetzt ist nicht der richtige Moment, um das Thema zu vertiefen. Wenn ich jetzt erzähle, was mit Maria passiert ist – selbst in der stark überarbeiteten Fassung, die ich Polly auftischen würde –, säßen wir hier noch die ganze Nacht, dabei habe ich mir noch nicht mal überlegt, was ich anziehen soll. Polly kann ich diesbezüglich nicht um Rat fragen, so gern ich es auch täte: Dann müsste ich ihr erklären, warum es so wichtig ist, dass ich heute Abend gut aussehe.

»Das ist ja nett«, sagt Polly. Sie muntert mich gern dazu auf, mehr auszugehen und auch mal andere Freunde zu treffen. Sie glaubt – und möglicherweise hat sie sogar recht damit –, dass ich meine Freunde im Zuge der Trennung von Sam und über all meine Bemühungen um Henry vernachlässigt habe. Die Einzige, die in der Zwischenzeit nicht weggebrochen ist, ist sie – weil sie sich weigert.

»Dann kennt sie bestimmt auch Sam, oder? Die Schulfreundin, mit der du dich triffst?« Sie runzelt die Stirn.

»Ja, sicher.«

»Weiß sie, dass er dich verlassen hat für diese ... dieses *Flittchen*?« Pollys Wut über alles, was Sam mir angetan hat, und ihr Hass auf Catherine, seine neue, jüngere Ehefrau, kennen keine Grenzen.

Mein Herz krampft sich zusammen, weil ich sie so sehr dafür liebe. Sie mit Aaron und Sam mit mir haben als Vie-

rerteam über das obligatorische gemeinsame Abendessen hier und da nie richtig funktioniert. Ich hab mir immer gewünscht, wir vier wären enger befreundet, wie manch andere Pärchen, die zusammen Urlaub machen. Aber inzwischen bin ich froh, dass Polly immer mir allein gehört hat und dass Aaron und Sam miteinander nie recht warm geworden sind.

»Ich habe keine Ahnung, ob sie überhaupt weiß, dass Sam und ich verheiratet waren«, erwidere ich. »Auch wenn es mich nicht wundern würde, wenn sie von der ganzen Geschichte gehört hätte. Was Gerüchte anging, war sie in der Schule immer ganz weit vorn.« Na ja, womöglich nicht die ganze Geschichte. Die kennt niemand, nicht einmal Polly.

»Hm, okay. So, jetzt aber«, sagt sie, und ich kann ihr ansehen, dass gleich etwas kommt, was sie sich schon vor ihrer Ankunft zurechtgelegt hat. »Hast du mal darüber nachgedacht, was ich dir vorgeschlagen hab? In Sachen Internet-Dating?«

»Ich weiß nicht, Polly. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich schon bereit bin, jemand Neuen kennenzulernen.« Ich nehme mir mehr Zeit als nötig, im Küchenschrank nach Teebeuteln zu suchen. »Du weißt genau, dass ich mich auf Henry konzentrieren muss – und auf die Arbeit. Für viel anderes habe ich keine Zeit.« Nicht dass Zeit das Problem wäre. Ich bin das Problem. Ich glaube, ich habe einen Schaden davongetragen. Nach all den Jahren mit Sam weiß ich gar nicht mehr, wie man eine normale Beziehung führt.

»Aber das ist doch genau der Grund, warum du es probieren solltest! Du brauchst ein Gegengewicht, etwas, was du nur für dich selbst machst. Ich verstehe vollkommen, warum du bisher all deine Energie auf Henry richten musstest, erst recht, weil er dieses Jahr eingeschult wurde. Aber es

ist jetzt zwei Jahre her, seit Sam dich verlassen hat. Das ist eine lange Zeit, Lou.«

Es fühlt sich an, als wäre es gestern gewesen. Der Schmerz ist dumpfer geworden, aber er ist immer noch da, wie die Lücke, die ein gezogener Zahn hinterlässt. An manchen Tagen denke ich nicht mal darüber nach, aber an anderen stochere ich ständig mit der Zunge darin herum, um auszutesten, wie sehr es noch wehtut. Ganz gleich, wie es am Ende gelaufen ist – ich kann ganz einfach nicht vergessen, wie sehr wir uns wie eine Einheit gefühlt haben, nicht wie zwei separate Menschen, und wie wir vom jeweils anderen regelrecht verschluckt wurden. Es gab Zeiten, als ich mich in seinen Augen spiegelte und besser aussah als je in der Realität. Wie wir füreinander alles bedeutet haben und niemanden sonst brauchten.

Ich sammle mich und versuche, nicht länger darüber nachzudenken und mich stattdessen wieder auf Polly zu konzentrieren. »Ich weiß schon«, stimme ich widerwillig zu, »wahrscheinlich hast du recht. Aber mir geht es gut allein, sogar besser.«

»Na, besser als mit ihm allemal, ganz sicher. Aber dir könnte es noch viel besser als gut gehen – du könntest glücklich sein. Du hast ein bisschen Spaß verdient, und du verdienst, mit jemandem zusammen zu sein, der dich anständig behandelt und für den du an erster Stelle kommst. Der sich um dich kümmert.«

»Sam hat all das getan«, verteidige ich mich. Manchmal glaube ich, dass Polly vergisst, wie glücklich Sam und ich gewesen sind, bis eben vor ein paar Jahren urplötzlich alles schiefging. Wie sehr er mich geliebt und sogar gebraucht hat. Mit sechzehn hatte er noch so gewirkt, als würde er nie jemanden brauchen. Er war so verdammt selbstsicher, fast





Laura Marshall

**Eiskalte Freundschaft - Ich werde nie vergessen**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0577-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2018

Wenn die Schatten der Vergangenheit dich einholen, ist es zu spät, um zu bereuen ...

Die alleinerziehende Mutter Louise lebt ein ruhiges Leben mit ihrem kleinen Sohn Henry. Eines Abends, sie klickt sich gerade durch ihre Social-Media-Kanäle, pingt eine Nachricht auf: »Maria Weston möchte mit dir auf Facebook befreundet sein.« Louise ist gleichermaßen irritiert wie geschockt. Maria war eine Klassenkameradin – doch sie verschwand vor 25 Jahren spurlos. Zuletzt wurde sie am Abend der Schulabschlussfeier gesehen, und jeder geht davon aus, dass sie tot ist. Doch nun scheint sie zurück und scheut sich nicht davor, Louise für die dramatischen Ereignisse von damals verantwortlich zu machen ...

 [Der Titel im Katalog](#)